



Der Glanz ist eine wichtige Kategorie, mit der Thomas von Aquin und die mittelalterliche Theologie Kunst zu fassen suchen – der Glanz, wie er in der Natur und Kultur zu erfahren ist, vermittelt Gotteserfahrung. Sonnenuntergang am Kölner Dom. Foto: dpa

Der Glanz Gottes

Die Kunst ist kein bloß abseitiges Tun, das mit dem Ernst des Lebens nichts zu tun hat. Das belegen in jüngster Zeit mehrere Debatten – von der über das Buch „Kulturinfarkt“ (DT vom 3. April) bis zu Günter Grass. Zu allen Zeiten ist über die lebensweltliche Bedeutsamkeit von Kunst und Kultur nachgedacht und von daher der Kritik ausgesetzt worden. In der christlichen Theologie ist das Thema zuweilen unterbelichtet. Zu Unrecht, wie ein Blick auf Thomas von Aquin illustriert. Denn er zeigt: Wenn heute Kunst und Kultur ihre Verbindung zur Religion verlieren oder verloren haben, drohen sie sich selbst überflüssig zu machen **VON HANS OTTO SEITSCHKE**

Kultur und Kunst sehen sich heute nicht selten Angriffen und Kritik ausgesetzt. Oft ist nicht klar, was mit den beiden Begriffen wirklich gemeint ist. Doch schon im 13. Jahrhundert finden sich bei Thomas von Aquin wichtige Anhaltspunkte zu deren Bedeutung. Zwar gehören Kultur und Kunst nicht zu den zentralen Feldern im beeindruckenden Gedankengebäude des Aquinaten und spielen heute in der Thomas-Forschung nach einem Aufschwung Ende des 19. Jahrhunderts eine Nebenrolle. Aber vielleicht sind sie gerade deshalb einer besonderen Betrachtung wert.

Martin Grabmann hat in seinen vielfältigen Arbeiten über Thomas von Aquin auch dessen Kulturphilosophie und den Bezug zur Kunst besonders gewürdigt: Die Kulturphilosophie des Hl. Thomas von Aquin (Augsburg 1925). Damit steht Grabmann in der deutschsprachigen Forschung über Thomas nahezu allein.

Die Untersuchung der Konzeptionen von Kultur und Kunst bei Thomas kann dabei helfen, die heute nicht immer klare Bestimmung dieser Begriffe zu verbessern. Thomas trägt damit dazu bei, den gemeinsamen Boden Europas gerade in Bezug auf den Kulturbegriff wiederzugewinnen. Eigene Abhandlungen zu Kultur und Kunst gibt es bei Thomas zwar nicht, aber in der „Summa Theologiae“ kommen diese Themen an einigen Stellen zur Sprache.

Die Kultur und ihre Güter sind für Thomas ein Ausfluss aus metaphysischen und theologischen Prinzipien: Alles ist letztlich auf Gott als Ziel hingebordnet und hängt von ihm ab. Er ist das „summum bonum“, das höchste Gut. Ist die Kultur also am Christentum orientiert, hilft sie dem Menschen dabei, seine Gottebenbildlichkeit zur Geltung zu bringen und sein Streben auf Gott hinzulenken. So kann die Kultur als ein Ergebnis des göttigen Wirkens Gottes angesehen werden, wodurch Gott dem Menschen eine Hilfe auf seinem Lebensweg gibt.

Gott hat seiner Schöpfung, unserer Welt, eine harmonische Ordnung gegeben,

die auf ihn hinführt. Auch in der Kultur soll diese göttliche Seinsordnung zum Ausdruck kommen, damit sie ihre hilfreiche Wirkung für den Menschen entfalten kann. So sind beispielsweise Sakralbauten, wie die gotischen Dome, in ihrer Architektur ein Abbild dieser göttlichen Ordnung. Nicht selten ergeben die Fresken in alten Kirchen Bilderzyklen, die dem meist unkundigen Menschen abstrakte theologische Inhalte wie die Dreieinigkeit Gottes veranschaulichen sollten.

Es ist ebenfalls nötig, dass die Bildung in ihrem Kanon dem Willen Gottes und der Natur des Menschen entspricht. Nur so kann die Bildung dem Menschen wirklichen Erfolg beschern und geistiges Wachstum geben.

Aristoteles sieht in der geistigen Schau der Prinzipien, der „theoria“, den Moment höchster Glückseligkeit für den Menschen, wie er in der Nikomachischen Ethik schreibt: „Auch das, was man ‚sich selbst genügende Unabhängigkeit‘ (Autarkie) nennt, ist vor allem bei der Verwirklichung der geistigen Schau zu finden.“ Augustinus lenkt zu Beginn seiner „Confessiones“, seiner Bekenntnisse, das Ziel der geistigen Schau der Wahrheit auf den dreieinigen Gott hin: „(...) Du hast uns auf Dich hingeschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in Dir.“ Bei Thomas heißt es schließlich in der „Summa Theologiae“: „Daher kann Gott allein den Willen des Menschen ausfüllen.“ Auch die Kultur und ihre Güter stehen also bei Thomas klar in der göttlichen Ordnung. Darin haben sie die Aufgabe, den Menschen Gott näherzubringen. Diese Ordnung muss sich in allen

Feldern der Kultur und in den Bildungskanon widerspiegeln, damit die Kultur ihrer Aufgabe, den Menschen in Wahrheit zu bilden, gerecht werden kann.

Hinsichtlich der Kunst ist zu sagen, dass sich Thomas insbesondere auf die bildende Kunst bezieht. Dies hat seinen Grund darin, dass Thomas sich dem Thema der Kunst über den Begriff der äußerlichen Schönheit (pulchritudo) nähert. Nur über die Sinne des Sehens und des Gehörs

Das Ebenmaß ist als weiteres Charakteristikum des Kunstwerks schon seit Platon bekannt, ist doch das Schöne (tò kalón) immer auch von Gleichmaß (symmetría) geprägt. Ein Kunstwerk, zumal in der bildenden Kunst, muss sich durch einen proportionierten Aufbau auszeichnen. Nichts darf zuviel und nichts übergewichtig sein. Mit dem Begriff „consonantia“ (Gleichklang) klingt in diesem Zusammenhang im wahrsten Sinne des Wortes die Musik an, die auf Harmonie ausgelegt ist. In der Zeit des Thomas gehörte die Musik jedoch noch zu den mathematischen Disziplinen, da sie in der Harmonik das Verhältnis unterschiedlich langer schwingender Saiten untersucht.

Der Glanz (splendor) eines Kunstgegenstandes zeigt nach außen die innere Wohlgeformtheit. Auch hier wird ein Grundsatz der griechischen Antike deutlich: die „kalokagathía“. Etwas innerlich Gutes (agathón) zeichnet sich durch äußere Schönheit (kallos) aus und umgekehrt. Ohne diesen äußeren Glanz kann kein Kunstwerk bestehen. Bei Thomas heißt es in der „Summa Theologiae“: „Und deshalb wird das Gute auch als schön gerühmt.“

In diesen Ordnungsprinzipien des Kunstwerks folgt Thomas der Philosophie der klassischen Antike und überträgt sie auf die christliche Philosophie. Letztlich sind es „splendor ordinis“ (Glanz der Ordnung) und „splendor formae“ (Glanz der Form), durch die Göttliches in einem Kunstwerk hindurchscheint.

Doch nicht nur das Kunstwerk ist für Thomas schön. Auch Geistiges, auch Gott selbst, ist schön. Eine Seele ist schön, wenn sie sich am Willen Gottes ausrichtet. Sie zeichnet sich dann durch geistige Schönheit (pulchritudo spiritualis) aus. Dies spiegelt sich nicht zuletzt im Text der dritten Strophe des Kirchenliedes „Lobe den Herren“ wider: „(...) der künstlich (= kunstvoll) und fein Dich bereitet“ (Joachim Neander, 1680). Damit ist die körperliche Schönheit des Menschen angesprochen, aber auch seine innere Schönheit, die Schönheit der Seele. Hier zeigt sich erneut der enge Zusammenhang zwischen Schönheit und Kunst, der in der Kunsttheorie noch bis ins 20. Jahrhundert vorherrschend war. Thomas bezieht sowohl die innere Empfindung als auch das äußerlich Wahrnehmbare in seine Überlegungen zur Kunst mit ein. Sein Begriff von Schönheit ist universal.

Sogar theologische Dichtungen sind von Thomas bekannt: Die Fronleichnamsequenz „Lauda Sion“, der Sakramentshymnus „Adoro Te devote“ und möglicherweise auch verschiedene Praefationes stammen von ihm. Zentrale Punkte katholischer Dogmatik kommen in dieser liturgischen Poetik komprimiert zum Ausdruck. Schließlich hat Thomas auch auf die profane Literatur einen großen Einfluss ausgeübt, wie die Themenwahl der Danteschen „Divina Commedia“ unübersehbar verdeutlicht.

Thomas von Aquin gibt mit seinen Ausführungen zur Kunst und zur Schönheit in der Kunst, die dem Menschen dabei helfen sollen, sich nach Gottes Willen zu bilden, Orientierung in Bezug auf heute oft unklare Kriterien. Kultur und Kunst sind keineswegs allein durch subjektive Wahrnehmung geprägt. Sie sind nicht allein dem Geschmacksurteil des Einzelnen unterworfen. Allerdings räumt Thomas dem subjektiven Empfinden des Menschen gerade in Hinblick auf die Kunst eine nicht unerhebliche Bedeutung ein. Jedoch ist dabei nicht zu übersehen, dass es eine objektive Vorstellung von dem gibt, was mit Schönheit gemeint ist, und nach welchen Kriterien sich das Schöne richtet.

In modernen Kunsttheorien ist dieses objektive Moment sehr stark in den Hintergrund getreten. Kunst dient überwiegend dem persönlichen Ausdruck, insbesondere von Empfindungen. Jedoch muss sich jeder Kunstschaffende stets fragen, was er mit welchen Mitteln im jeweiligen Kunstwerk zum Ausdruck bringen will. Andernfalls wird der Kunstbegriff so stark entleert, dass er womöglich einmal als entbehrlich angesehen wird.

Ähnlich verhält es sich mit der Kultur an sich. Auch die Kultur muss sich an Ziele binden, um dem Menschen das zu geben, was er von ihr verlangt: Bildung des Geistes und des Herzens. Der Verlust an Bildung findet häufig seinen Ursprung in einer unklaren und ungeklärten Vorstellung von dem, was Kultur überhaupt ist: eine Hilfe, die dem Menschen innewohnende Gottebenbildlichkeit zur weiteren Entfaltung zu bringen.

Sind wir mehr als unsere Gene?

VON STEPHAN BAIER

Was kann der Choleriker dafür, dass er herumbrüllt? Was der Phlegmatiker, dass es ihm egal ist? Wie viel Verdienst hat der Träger eines naturwissenschaftlichen Nobelpreises? Wieviel Schuld der Massenmörder? Sind es nicht einfach unsere Gene, die uns uns Nobelpreisträger oder Mörder, charismatische Volksverführer oder unbeachtete Melancholiker machen? Was die Antike als Temperament, als cholerische, sanguinische, phlegmatische oder melancholische Verfasstheit des Menschen sah, sei tatsächlich erblich bedingt, bestätigt der Wiener Psychiater Raphael Bonelli. Dazu kommen Umwelteinflüsse und soziale Bedingungen, aber auch Freiheitspotenziale durch Tugenden. 40 Prozent unserer Persönlichkeit sei durch die Gene bestimmt, weitere 40 Prozent durch Prägung und Erziehung, so Bonelli, der die veränderbaren Potenziale der Persönlichkeit mit 20 Prozent angibt. Für viele seiner Patienten sei es eine befreiende Erkenntnis, zu wissen, dass sie nicht nur Opfer ihrer Gene, ihrer Erziehung oder einer frühkindlichen Misshandlung sind, sondern – mittels Einübung in die Tugenden – etwas aus sich machen können.

Der österreichische Genetiker Markus Hengstschläger meinte in einer Debatte mit Bonelli am Dienstagabend in Graz, dass unsere Intelligenz je zur Hälfte genetisch und von der Umwelt bestimmt sei. Aber selbst wenn 50 Prozent der Intelligenz genetisch bedingt sind, „so schöpfen wir das nie aus“. Die moderne Genetik sei vorsichtig im Urteil geworden: So gibt es zwar einige klar genetische Krankheiten, doch seien die meisten multifaktoriell. Die gleichen Umwelteinflüsse lösen – wegen genetischer Prädisposition – bei einem eine schwere Krankheit aus, beim anderen nichts. Bestimmte Medikamente wirken bei einem heilend, beim anderen nicht. Laut Hengstschläger ist etwa Alkoholismus zu 70 Prozent genetisch, zu 30 Prozent durch Umweltfaktoren verursacht. Die rasante Zunahme der Allergien oder der männlichen Unfruchtbarkeit sei keinesfalls auf genetische Veränderungen zurückzuführen, doch sei möglicherweise eine schlummernde genetische Anlage durch Umweltveränderungen explodiert.

Ob das nun beruhigend ist oder nicht, ist keineswegs eindeutig: Zwar lassen sich Umweltfaktoren heute leichter manipulieren als Gene, doch steht laut Hengstschläger die Humangenetik noch in den Kinderschuhen, habe sich bisher auf die Diagnostik konzentriert und eine Schere geöffnet, „zwischen dem, was wir lesen, und dem, was wir therapieren können“. Das Resümee des Genetikers: „Gene sind Bleistift und Papier, aber unsere Geschichte schreiben wir selbst.“ Davon ist der Psychiater Bonelli inhaltlich nicht weit entfernt: „Ob ich in einem Porsche oder einem VW-Käfer sitze: fahren muss ich selbst!“ Nicht beim Traum des Käfer-Fahrers nach dem Porsche setzen die Freiheitspotenziale des Menschen an, sondern bei Fahrvermögen und -stil. Lange habe eine „Defekte-Psychologie“ dominiert, die fragte, was am Menschen kaputt sei, räumt Bonelli ein – und wirbt für eine Psychotherapie, die die Stärken und Tugenden des Menschen sucht und fördert. Auch wenn Hengstschläger versicherte, seine Zunft habe nie „eine Spaltung zwischen Biologie und Psychologie“ gesehen, führte bei der Debatte in Graz der Weg doch an diesem Punkt auseinander: Während der Genetiker keine global gültigen Tugenden sehen konnte, waren die Psychiater Raphael Bonelli und Peter Hofmann davon überzeugt, dass es global positiv besetzte Werte und Tugenden gebe. Ordnung in sich selbst zu schaffen, Beziehungsfähigkeit zu entwickeln und zur Selbsttranszendenz fähig zu sein, mache den Menschen zu einem geistigen Wesen, war Bonelli überzeugt.

Doch auch Psychiatrie und Psychotherapie haben – und kennen im gelingenden Fall – ihre Grenzen. Bonelli berichtete von den unterschiedlichen, vielfach nur teilweise durchschaubaren Ursachen verschiedener Persönlichkeitsstörungen, von der Einschränkung menschlicher Freiheitspotenziale durch Psychopathologien. Und der Gerichtsgutachter und Psychiater Peter Hofmann erzählte aus seiner Tätigkeit in Gefängnissen mit schweren Soziopathen, die „sehr determiniert und unbehandelbar“ seien. Die „Romantik der siebziger Jahre, man könne alle Psychopathen heilen“, sei jedenfalls unrealistisch, meinte Hofmann.

„Kultur entfaltet die dem Menschen innewohnende Gottebenbildlichkeit“

„Das Kunstwerk bildet wie der Kosmos die göttliche Seinsordnung ab“